











(Nachdruck verboten.)

## Auf Rammnitz.

1) Roman von Hedda von Schmid.

Nicht Gut, nicht Gold, noch göttliche Pracht;  
Nicht Haus, nicht Hof, noch herrlicher Brunst;  
Nicht trüber Verträge trügender Bund,  
Noch heuchelnder Sitte hartes Geheiß:  
Selig in Lust und Leid — läßt — die Liebe  
nur sein.

(Wagners Götterdämmerung.)

Es war ein Sommertag, an dem Sonne und Regenwolken mit einander kämpften. Mittagsschwüle lag über Schloß Rammnitz; kein Windhauch regte sich, die Bäume auf dem Rasenplätze vor dem Schlosse standen unbeweglich, und wenn die Sonne zu kurzem Siege hervorbrach, dann schimmerten die Regentropfen an den Zweigen.

Endlich behauptete das Tagesgestirn die Herrschaft; der Himmel zeigte wieder ein wolkenloses Blau, und die Sonnenstrahlen trockneten den feuchten Kies des Weges, welcher, an der Freitreppe des Schlosses vorüber, um den großen Rasenplatz lief und auf die Landstraße hinausführte. Dann drangen die Sonnenstrahlen durch die geöffneten Fenster in die Gemächer des Schlosses, sie spielten auf dem Parkett des Saales, sie huschten über die Tasten des Flügels, über ein aufgeschlagenes Notenheft und über die Worte eines Liedes, dessen Refrain lautete: „Du darfst nicht weinen.“ Und die Sonnenstrahlen dachten: Auf Schloß Rammnitz dürfte Niemand weinen, denn hier herrschen ja Reichthum und Ueberfluß. O die närrischen Menschen! In diesem prächtigen Saale singen sie traurige Lieder, hier, wo nur der Freude ein Hymnus erschallen sollte. Wir wissen gar wohl, wer an jenem Flügel die süßen, traurigen Lieder singt; die junge Herrin von Rammnitz ist's; und wenn sie singt, dann zittern wir so gern auf ihrem braungoldenen Haar, und wenn sie das Instrument schließt, hinter die maisgelben Spitzenvorhänge in die Fensterlnische tritt und hinauschaunt auf den Rasenplatz, die Hängebirken und Bosketts, dann tanzen wir so lustig über die weiche Grasfläche, nur um das Auge der schönen, stillen Frau zu erfreuen. Doch in den dunkelbraunen Augensternen blüht kein froher Widerschein auf — sie starren so trostlos über die Wipfel der Bäume in den Himmel hinein, wie in banger, weher Frage. . . . Wo weilt nur heut die junge Herrin von Rammnitz? setzten die Sonnenstrahlen ihr Selbstgespräch fort und huschten durch die Zimmerreihe des weitläufigen Gebäudes, welches „das Schloß“ hieß; sie hutheten warm und hell in den dunkelgetäfelten Speisesaal und dort fanden sie die Gesuchte.

Oben an der Tafel präsidirte sie und erfüllte still ihre Hausfrauenpflichten.

„Endlich die Sonne!“ jubelte eine helle Stimme, „siehst Du, Mama, ich habe doch recht behalten mit meiner Behauptung, das Wetter würde sich bessern.“

Die Matrone mit dem schneeweißen, in unzählige Fädchen frisirten Haar, welche zur Rechten der Hausfrau ihren Platz an der Mittagstafel hatte, nickte dem jungen, blondhaarigen Mädchen, „ihrer Jüngsten“, freundlich zu und wandte sich darauf an den Hausherrn mit der Bemerkung: „Da werden Sie wohl heute doch noch Ihr Jagdglück versuchen, lieber Gerhard?“

„Jawohl, Mama,“ erwiderte eine sonore Männerstimme.

„Darf ich Dich begleiten, Vetter?“ frug ein schlanker junger Mann, den das Farbenband, welches er trug, als Dörpfschen Burschen kennzeichnete, über den Tisch hinüber.

„Gewiß.“

Gerhard von Rammnitz haßte jede Wortverschwendung, er sprach gewöhnlich nur so viel, als unumgänglich nothwendig war. Und doch sah man an der edlen Form seiner Stirn, daß sich ein Gedankenreichtum hinter letzterer verbarg, und Leben und Geist lagen in den dunkelblauen Augen des hochgewachsenen, breitschulterigen Mannes. Um seine von einem kleinen blonden Bärtchen bedeckten Lippen lagerte ein verschlossener, herber Zug, welcher seinem regelmäßigen Antlitze den Stempel der Strenge aufdrückte. Und doch hätte keiner von denen, die Gerhard Rammnitz genauer kannten, ihn als anmaßend oder gar als arrogant bezeichnet. Die, welche schon damals mit ihm verkehrt hatten, als er, eben von der Universität kommend, sich mit der schönen, hochbegabten, geistreichen Karin von Lennsbach verlobte, die schüttelten jetzt die Köpfe, wenn sie Rammnitz begegneten, und meinten bedauernd:

„Kam wiederzuerkennen, ein ganz anderer Mensch geworden, der Gerhard. Keine Spur mehr vorhanden von der früheren sorglosen Heiterkeit. Aber freilich, wenn einem das Unglück so mißspielt — kurz vor der Hochzeit die Braut zu verlieren, das will verwunden und verschmerzt sein. Gerhard's Frau ist ja zwar auch hübsch, sie ähnelt frappant ihrer älteren Schwester. Nach deren Tode ging Frau von Lennsbach mit ihren beiden anderen Töchtern ins Ausland — sie ist seit langen Jahren Wittve und verfügt über ein bedeutendes Vermögen — Gerhard reiste ihnen bald nach und zwei Jahre später kehrte Rita von Lennsbach als Frau von Rammnitz in die Ostseeprovinzen zurück. Eine zweite so hübsche Frau findet man nicht leicht in ganz Livland, aber leider ähnelt sie ihrer älteren Schwester nur äußerlich. Sie ist langweilig — pour prendre la mot poli — kein Wunder, wenn sie Gerhard Rammnitz nicht genügt, er erhebt größere Ansprüche an die Frauen. Außerdem scheint Frau von Rammnitz gar keine gesellschaftlichen Talente zu besitzen; wenn sie einmal — und das geschieht höchst selten — in der Nachbarschaft einen Besuch abstattet, so kommt sie nie über Gemeinplätze und die gewöhnlichen Phrasen hinaus. Sehr begreiflich, daß Rammnitz allein zum Landtage fuhr und seine junge Frau zu Hause ließ, er schämt sich ihrer; er hat sie auch nicht etwa aus Liebe g

beirathet, sondern nur deshalb, weil sie das Ebenbild seiner todtten Braut ist."

So hieß es auf den Gütern in der Umgegend von Schloß Rammnig und gar so sehr im Unrechte waren die Leute mit diesen Aussprüchen nicht, denn es gab wohl kaum ein zweites Ehepaar, das, knapp ein Jahr vermählt, so gleichgültig nebeneinander hergegangen wäre wie Rita und Gerhard Rammnig. Rechtfertigte Rita wirklich das Urtheil, welches man allgemein über sie fällte? Sie war es seit ihrer Kindheit gewöhnt, daß ihre durch eine außerordentliche Unterhaltungs-gabe glänzende, geistprühende Schwester sie in den Schatten stellte.

"Meine Karin und meine Rita," hatte Frau v. Lennsbach stets gesagt, "ähneln einander äußerlich in hohem Grade, sind jedoch grundverschiedene Naturen."

Und als Karin, in frischer Jugendblüthe stehend, einem typhösen Fieber erlegen war, als man sie im Brautstaate, die bleiche Stirn der Todten mit dem Myrthenkranze geschmückt, in die kalte Erde gebettet, da hatte das tief gebeugte, schwer getroffene Mutterherz den besten Trost und Ersatz in der jüngsten Tochter gefunden und Rita wurde nach wie vor nur als äußeres Ebenbild Karins betrachtet.

Als Rammnig die Angehörigen seiner todtten Braut, deren Bild er mit unverminde-rter Treue im Herzen trug und deren Verlust ihm alle Lebensfreude und jeden Lebensmuth geraubt, als er Frau v. Lennsbach und ihre Töchter in der Schweiz aufgesucht, da war er gleichfalls betroffen gewesen über die unverkennbare Ähnlichkeit, die Rita mit ihrer verstorbenen Schwester besaß und die ihm früher niemals oder doch nur flüchtig aufgefallen war, da er nur Augen für Karin gehabt hatte.

"Allein das Höchste mangelt Rita," mußte sich Gerhard sofort eingestehen. "Karins Seele wohnt nicht in ihrem Körper."

"Sehen Sie nur, lieber Gerhard, eben wirft Rita genau so den Kopf zurück, wie es die Gewohnheit unsers armen, todtten Lieblings war," hatte Frau v. Lennsbach oft geäußert, oder es hatte geheißen: "Wenn Karin nachdenklich war, so blickte sie ebenso in's Weite, wie Rita es zu thun pflegt."

Und Gerhard hatte innerlich aufgestöhnt vor Schmerz und doch seinen Blick nicht abzuwenden vermocht vom Ebenbilde Derjenigen, über deren weißem Sarge sich ein Rasenhügel wölbte. Er wollte Rita fliehen und konnte es nicht.

Sogar ihre Stimme hatte denselben Klang wie die Karins. Anstatt, wie es anfänglich seine Absicht gewesen, nach einigen im Auslande verbrachten Monaten nach Livland heimzukehren, schrieb Gerhard seinem Gutsverwalter, daß er noch längere Zeit fernbleiben würde, und ging mit den Lennsbachs nach Venedig. Damals herrschte im Norden tiefer Winter; als die Rosen blühten, empfing Schloß Rammnig seine junge Herrin, und nun, ein Jahr später, befanden sich Frau von Lennsbach und ihr blondes Nesthächchen Käthy auf Rammnig zum Besuch.

Frau v. Lennsbach war eine Frau voll reger Interessen; sie besaß viel Lebenserfahrung und Lebensflugheit, konnte jedoch einseitig werden und neigte etwas zur Sentimentalität. Sie un-gab das Andenken ihrer verstorbenen Tochter mit einem Kultus, klagte, daß Rita sie durchaus nicht verstehe, und verzog Käthy, die eine resolute, oft etwas kindische junge Dame war, nach besten Kräften.

Als die Rammniger Equipage, welche die Gäste von der letzten Poststation abgeholt, endlich vor dem Schlosse gehalten und Gerhard seine Schwiegermutter aus dem Wagen gehoben, da hatte letztere geschluchzt: "O Gerhard, warum konnte es nicht anders sein, warum mußte unsere Karin uns verlassen!"

Gerhard hatte sich wortlos über die Hand der alten Dame gebeugt, kein Muskel in seinem Antlitz hatte gezuckt. Niemand hatte in der allgemeinen Begrüßung und schmerzlichen freudigen Erregung bemerkt, daß Rita, während sie Käthy in die Arme schloß, todttenbleich geworden war bei den gesammelten Begrüßungsworten ihrer Mutter.

Ernst und bleich erschien sie immer, die schöne, kaum einundzwanzigjährige Frau; auch jetzt, als die Sonnenstrahlen sie küßten, berührten sie eine marmorbleiche Wange. Man war es an Frau Rita gewöhnt, daß sie sich am Gespräch der Andern wenig betheiligte.

Die Konversation bei Tisch wurde fast ausschließlich von Frau von Lennsbach, Fräulein Käthy und dem Studio Hans Heideck, der die Sommerferien auf Rammnig verbrachte, geführt.

Der junge Hausherr blickte schweigend in sein Weinglas, oder ließ ab und zu sein Auge auf seiner Nachbarin ruhen.

Das kindliche Mädchen, welches an seiner Seite saß, war seine Stiefschwester.

Der alte Herr von Rammnig hatte in zweiter Ehe eine Italienerin oder, wie Andere behaupten, eine vornehme Spanierin geheirathet. Nach einem Jahr, nachdem sie einem Töchterden das Leben gegeben, starb die Blume des Südens, die im rauhen Norden nicht weiterzublühen vermochte, und als einige Sommer später der Gatte ihr folgte, da vermachte er seinem Sohne das kleine Schwesterchen. Hildegard oder — wie Sie gewöhnlich genannt wurde — Hilde Rammnig war erst vor wenigen Wochen in ihr Vaterhaus heimgekehrt, seit des Vaters Tode hatte sie gewöhnlich auch die Ferien in der Pension verbracht; nun jedoch, nachdem sie in den Kreis der Erwachsenen getreten, beim Bruder und der Schwägerin die liebevollste Aufnahme gefunden.

Hilde hing mit großer Liebe an dem alten Stammsitz ihrer Väter; sie hatte die Heimathstreue ihrer Vorfahren geerbt und das heiße Blut ihrer südländischen Mutter steigerte bei ihr jede Empfindung in hohem Grade. Doch war sie weit davon entfernt, das südliche Temperament zum Durchbruch kommen zu lassen; das, was sie fühlte und dachte, sprach meist nur aus ihren Augen, die oft in stummer Frage von Rita zu Gerhard wanderten. Hilde hatte das unabweisbare Gefühl, daß zwischen diesen beiden Menschen, die sie so sehr liebte, nicht Alles so war, wie es sein sollte. Sie vergötterte ihren schweigsamen Bruder, mit dem sie äußerlich nicht die mindeste Ähnlichkeit besaß; sie hatte die Züge ihrer Mutter geerbt: dunkle, schwermüthige, mandelförmige Augen schauten unter feingeschwungenen Brauen halb scheu in die Welt, um die leicht aufgeworfenen Lippen des kleinen Mundes schwebte ein träumerischer Zug und über der ganzen zartgliedrigen Mädchen-gestalt lag der Hauch einer fremden Zone.

Hilde war ein verschlossener Charakter, doch anschnie-gend und entgegenkommend denen gegenüber, die sich ihr freundlich nahen. Besondere Sympathie verband sie mit der jungen Gattin ihres Bruders; wenn Rita im Saal am Flügel ihre einfachen Lieder sang, dann schlich sich Hilde herzu und lauschte.

"Warum nur Gerhard niemals zuhört, wenn Rita singt," dachte sie oft.

Und wenn die junge Frau die Vasen auf ihrem Schreibtisch mit Blumen geschmückt fand, dann war es gewiß Hildes Hand gewesen, welche die Sträuße geordnet. Gerhard ver-söhnte sein junges Weib nicht mit dergleichen Aufmerksamkeiten, ihm genügte es, Karins Ebenbild in seiner unmittelbaren Nähe zu wissen.

(Fortsetzung folgt.)

# Ein Hospitium in Jena im Sommer 1849.

Von einem alten Hallenser Studenten.  
(Schluß.)

Wir trafen bei unserem Eintritte einen Haufen der dort verkehrenden Burschenschaft versammelt, der sich in ziemlich animirter Stimmung befand. Wir setzten uns, um unser Bier in Ruhe genessen zu können, an einen etwas abgelegenen Tisch. Plötzlich stimmte die schwarz-roth-goldene Brüderschaft ein Lied an, das uns tief empörte. In den rohesten Ausdrücken wurde darin aufgefordert, allen 32 Potentaten Deutschlands, voran dem Könige von Preußen, die Köpfe abzuschlagen. Dabei schien es uns, als ob höhniische und herausfordernde Blicke auf uns gerichtet wurden. „Was ist hier zu thun?“ fragte mich mein Korpsbruder. — „Gar nichts,“ entgegnete ich ihm, „auf die Klinge reagirt diese Gesellschaft nicht, und sonst sind sie in der Ueberzahl. Sind sie aber mit ihrem Gesange zu Ende, dann wollen wir beide das „Preußenlied“ anstimmen. Das kann uns niemand wehren und für sie ist es Antwort genug.“ — Dem Entschlusse folgte die That, die aber wirkte, wie der Funke im Pulverfasse. Wir wurden umringt und insultirt, und da wir unsern Forderungen Hohn und Gelächter entgegengestellt sahen, begann bald ein wüthes Handgemenge. Ich sah noch, wie mein Gefährte das hölzerne Stübchen auf einer der blutrothen Mägen zerbrach, dann fühlte ich mich um den Leib gefaßt und nach der Thür zu geschleppt. Wir wären unserm Schicksale nicht entgangen, wenn nicht in diesem Augenblicke der wohlbekannte Bedell Kahle, — ich weiß nicht, ob von dem Wirthe gerufen, oder nur zufällig, hereingetreten wäre und Ruhe geboten hätte. Nachdem wir ihm den Vorfall wahrheitsgetreu erzählt hatten, notirte er die Namen der Anwesenden und geleitete uns hinaus. Ueber den weiteren Verlauf der Sache haben wir nie etwas erfahren. Wie gut aber war es, daß wir uns offiziell bei den Behörden angemeldet hatten. Wäre dies nicht geschehen, wären wir sicher als fremde händelsuchende Studenten aus Jena ausgewiesen worden.

Der von uns nach Lobeda unternommenen Partie folgten noch viele andere nach, z. B. nach der Kunigsburg und nach der Triestnitz, einem Wäldchen mit Wirthschaft und Tanzsaal oberhalb des Dorfes Wingerle. Letztere wurde in Begleitung von Damen mit der Stadtkapelle ausgeführt und mit einem Tanzvergügen beschlossen. In ähnlicher Weise unternahmen wir, allerdings ohne Damen, eine Fahrt nach dem altenburschischen Städtchen Kahla. „Wir sahen um Mittag im „Kürnenkeller“ bei Fische und wußten nicht recht, was wir am Nachmittage ausführen sollten. Endlich schlug jemand vor: „Rast uns doch nach Kahla fahren und dort tanzen!“ — Die Bedenken wegen der Geldkosten wurden beachtungslos und die Sache ins Werk gesetzt. Einige Fische wurden beauftragt, die Wagen und die Musikanten zu bestellen, und so zogen wir einige Stunden später unter heitern Weisen der voranschreitenden Musik in 4—5 Einpännern vom Marktplatz ab. Unter dem Schlagbaum am „Parabiege“ wurde selbstverständlich nach altem Jenenser Brauche ohne Schauffeegeld zu bezahlen rasch hindurch gefahren und das Schellen des geprellten Einnehmers stoisch ertragen. In Kahla spannten wir im „Löwen“ aus und ließen dann den Trompeter unseres Musikkorps auf den Markt hinaustreten und das Signal „Locken“ blasen. Die Kahlaer Damenwelt schien für dieses Signal bereits Verständnis zu haben. Es dauerte nicht lange, so erschienen die Honoratioren des Städtchens mit einer gesegneten Töchtertschar, und der Ball begann. Um elf Uhr blies dann der Trompeter das Signal „Auflösen“. Die Wagen fuhren vor, der Damenstolz zerstreute sich, und wir skandirten auf der holprigen Chaussee den Hymnenmeter, den die Namen der zwischen Kahla und Jena liegenden Dörfer bilden: „Kahla, Schöps, Nothenstein, Maua, Göschwitz, Wingerle, Jena.“

So verging die Zeit in angenehmer Abwechslung, bis die Ferien herantamen. Wahrscheinlich würden die meisten der Jenenser Studenten schon in der ersten Hälfte des Monats August abgereist sein, wenn nicht auf den 28. d. Mts. der hundertjährige Geburtstag Goethes gefallen wäre, für den in Weimar großartige Festlichkeiten geplant waren. Daran gedachten wir noch theilzunehmen und dann auseinander zu gehen.

Die aufgehende Sonne des genannten Tages fand uns bereits am Ausgange des Mühlthals — wo die armen Mieths-

gäule, — wegen ihrer schmalen Leibeskonstitution in Jena „Bänder“ genannt — uns mühselig den hohen, gemauerten Weg zur „Schnecke“ hinauf würgten. In Hohlstedt wurde eine kurze Rast gemacht, dann aber der Weg nach Weimar ohne besondere Beachtung des naheliegenden Schlachtfeldes vom 14. Oktober 1806 in einer Tour vollendet. Wir trafen die Stadt bereits mit Fremden erfüllt. Das Schiller- und vor Allem das sonst hermetisch verschlossene Goethehaus waren geöffnet und standen dem Publikum zum Eintritte frei. An den festlich geschmückten Häusern und auf den öffentlichen Plätzen wurde zu der Illumination für den Abend gerüstet. Nachdem wir Alles in Augenschein genommen, auch dem nahen Lustschlosse Belvedere einen kurzen Besuch abgestattet hatten, begaben wir uns am Nachmittage auf den Festplatz vor dem Schützenhaufe, wo ein Jahrmarktsartiges Treiben herrschte. Für den Abend war ich mit einigen Andern aus der Gesellschaft durch die Vermittelung eines Kommilitonen zum Festballe der „Erholung“ eingeladen, einer vornehm-bürgerlichen Gesellschaft, die ihr Vergnügungsort in dem ehemaligen Besitzthum des lebenswürdigen Märchenerzählers Müllers etablirt hatte. Nachdem die für damalige Zeiten großartige Beleuchtung der Straßen, Schlösser und öffentlichen Gebäude von uns hinreichend angestaut war, begaben wir uns dorthin, während die Uebrigen das Theater oder sonstige Vergnügungen aufsuchten. Wir wurden bald bekannt und ich erlebte, — namentlich in der Familie des zeitigen Gymnasial-Direktors S. . . . mit dessen reizendem Töchterlein ich viel tanzte — angenehme und anregende Stunden. Am Morgen trafen wir in unserm Ausspann-Gasthose am Jacobsplane mit den Freunden, die ebenfalls in der Nacht wenig geschlafen hatten, wieder zusammen. Das Frühstück wurde in ziemlich verbürsteter Stimmung eingenommen und dann im Halbchlaf der Heimweg angetreten. Das in Jena frühzeitig aufgesuchte Nachtlager gab uns indeß für den folgenden Tag die alte Frische wieder, so daß des Erzählens und Scherzens über das Erlebte kein Ende war.

Hiermit war unser Aufenthalt in Jena beendet. Die Freunde reisten fast durchgängig in die Ferien und auch ich konnte nicht umhin, dem immer dringender werdenden Rufe nach der Heimath zu folgen. Mein Vater glaubte mich am besten vor der unheimlichen, noch immer in Halle und Umgegend wüthenden Krankheit bewahrt, wenn er mich zu Hause hätte. Leider sollte er sich darin täuschen, denn kaum war ich daheim angelangt, als die Seuche in dem Heimathsdorfe heftiger noch ausbrach, als sie je in Halle sich gezeigt hatte. Vielleicht der in Jena erlangten Widerstandskraft war es zu danken, daß ich durch Gottes Gnade auch hier davon verschont blieb.

Im Verlaufe des im Oktober beginnenden neuen Semesters, das mich wieder in Halle sah, begegnete mir ein eigener Zufall. Ich fühlte mich gedrungen, an meine lieben Jenenser Freunde zu schreiben und nochmals für die bei ihnen ersehene gute Aufnahme zu danken. Dabei wurde auch aller erlebten Schmirren und Abenteuer gewissenhaft gedacht. Gleichzeitig schrieb ich einen Brief nach Hause, um den Vater zu bitten, für diese schwere Zeit dem Wechsel ausnahmsweise noch etwas zuzulegen. Zum Unglücke verwechselte ich die für beide Briefe bereits adressirten Enveloppes. Die Folge davon war, daß ich aus Jena die Antwort erhielt: „Mair müsse die rühmliche Vaterchaft von einem so hoffnungsreichen Sohne leider ab lehnen,“ von Hause aber: „Es sei in meinem Kopfe wohl eine Schraube lose.“

## Allerlei.

**Statistik des Eheglücks.** In der „Wiener Abendpost“ veröffentlicht ein Statistiker einen Artikel, der allerlei Daten über Eheschließung und Ehetrennung in interessanter Weise zusammenstellt. Der Verfasser wirft vor Allem die Frage auf: „Werden die Ehen wirklich im Himmel geschlossen?“ Die Antwort lautet: „Dann muß Deutschland allein dem Himmel ganz gehörig zu schaffen geben.“ Viermalhunderttausend glückliche Brautpaare jahren, jahraus, täglich über tausend! Und dabei kann es sich nicht einmal rühmen, die höchste Heirathsstiffer zu haben; denn dieser erfreut sich Serbien mit 20 Heuermählern auf 1000 Einwohner; Ungarn hält sich wader mit 18; Sachsen rückt unmittelbar nach mit 17½; Deutschland und Oesterreich bescheiden sich mit beinahe 16; Japan freilich kann sich 17 leisten, und das schon nach der offiziellen Statistik; in Wirklichkeit ist Serbien noch nichts dagegen. In jenem leichtlebigen Anleereich Oostens nämlich herrscht der sinnige Braut; daß die Ehe gewissermaßen zunächst auf Probe geschieht; nicht konvenierende Ehefrauen werden wieder zurückgestellt und davor rauch ausgeträumte Wonneräume, wie es scheint, amtlich gar nicht in Ordnung gehalten.“ Der Verfasser fragt weiter: „Ist es wahr, daß die Welt täuschlicher

geworden ist und weniger heirathet, als in den guten alten Zeiten?" Alle Welt glaubt es, doch die Göttin der Statistik schüttelt ungläubig den zahlenreichen Kopf. Die Jahre 1871 bis 1875 bilden das Heirathsmaximum fast in ganz Europa, auch gegenüber 1841 bis 1850, von Banern nicht zu sprechen, welches wegen des Ehelohnes 1840 bis 1860 nur 13, 1860 bis 1875 dagegen 18 aus tausend jährlich zum Trau-Altar entfendet. Nicht die Welt ist schlechter, wohl aber das Leben schwerer geworden: 1876/80 zeigt daselbe Oesterreich die Heirathsziffer 15%, welches 1871/76 mit 18% selbst dem ungariſchen Tempo der Gegenwart voraussetzt; Ungarn freilich stiel damals gar auf 21%. In den letzten Jahren drückt sich die günstige Lage Deutschlands wieder in einer steigenden Heirathsziffer aus: 1894: 15,8 1895: 16, 1896: 16,4, 1897: 16,8 Neuvermählte auf 1000 Einwohner, und jedes Zehntel bedeutet für ganz Deutschland an die 2600 Brautpaare, die zum gemeinsamen Leben antreten. Aus den weiteren Notizen ersehen wir, daß die Köchinnen durchschnittlich im Alter von 27½ Jahren heirathen. Die Anzahl der heirathenden Wittwer und Wittwen ist in Oesterreich besonders groß. Was die Scheidungen anbelangt, so zeigen das katholische Frankreich und das vorwiegend protestantische Preußen dieselbe Ziffer: 80 auf je 100 000 bestehende Ehen, Oesterreich dagegen nur 20, Ungarn 30. Was die Großstädte anlangt, so gehen Paris und Berlin wieder ungefähr in gleicher Linie: Berlin hat 302, Paris 362, Wien nur 190, Budapest gar nur 45 Scheidungen jährlich, auf je 100 000 Ehen zurückgeführt. Dagegen Kopenhagen 572! Es ist etwas faul in Staate Dänemarks!

**Eine Hauptattraktion der Pariser Weltausstellung** soll die Statue aus purem Gold, die, als das Ausstellungsobjekt von Klondyke, dorthin geschickt wird, sein. Die Regierung will das notwendige Gold leihen, und die Goldgräber und Bewohner von Klondyke werden die Kosten für die Herstellung der goldenen Statue tragen. Man ist sich lange über ein Modell für die Statue unschlüssig gewesen, ist aber schließlich auf den Einfall gekommen, den Quast-Entdecker von Klondyke, Mr. Mac Question, oder, wie man ihn dort oben kurzweg zu nennen pflegt, „Jacques“, der erstaunten Welt in purem Golde zu zeigen. Mac Question, der jetzt als reicher Mann in Californien lebt, hat 27 Jahre im Yuconthal zugebracht und kennt das Land besser als irgend ein anderer. Er gründete Fort „Reliance“, Forty Mile, Circle City und andere kleine Minenstädte, die heute in hoher Blüthe stehen.

**Wohlthätige Thiere.** Eine höchst merkwürdige Beobachtung theilte der zoologische Beobachter Wachsmann jüngst in der naturhistorischen Gesellschaft zu Pest mit, über welche die Neudammer „Zeitung für Entomologie“, ein angeheimes wissenschaftliches Fachblatt, berichtet. Der Beobachter hielt zwei Schwimmläfer in Gefangenschaft, von denen einer am rechten Hinterfuß gelähmt war, so daß er nicht zu schwimmen vermochte. Diese Käfer wurden mit feinschnittenem rohem Fleisch gefüttert. Der gesunde Käfer holte die im Wasser auf den Boden herabgesunkenen Fleischstückchen selbst hervor; der gelähmte aber konnte nicht untertauchen und nahm das Futter aus der Hand Wachsmanns. Bei Gelegenheit einer solchen Fütterung spielte sich folgende Szene ab: der gesunde Käfer fütterte den gelähmten! Er brachte vom Boden des Glasgefäßes ein Stückchen Fleisch zur Oberfläche, schwamm damit zu dem Kranken, legte sich mit Hilfe seiner Füße auf den Rücken und zog sich so unterhalb des gelähmten Genossen. In dieser Lage verzehrten Beide das Stückchen Fleisch gemeinsam. Die Thatsache als solche ist wohl nicht zu bestreiten, da sie von zuverlässiger Seite beobachtet und berichtet wurde; allein soll man sie so deuten, wie sie sich auf den ersten Anblick darstellt, als eine Neukennung des Wohlthuns bei so niedrig stehenden Thieren? Jedenfalls handelt es sich um eine sehr merkwürdige Wahrnehmung, die im höchsten Grade die Aufmerksamkeit aller Freunde der Naturbeobachtung verdient.

**Die staatsgefährliche Knopfleise.** Unter dieser Spitzmarke schreibt man der „V. Stg.“ sehr launig aus Köln: Der ruhig in den Tag hineinlebende Bürger, der ganz unbewußt sich des wachsamem Schutzes der Polizei erfreut, ahnt gar nicht, eine wie aufreibende Thätigkeit die Polizei entfalten muß, damit die Welt so müßerhaft regiert wird, wie es thätiglich geschieht. Kommt da neulich eine Droschke Abends zum Theater gefahren, deren Kutscher — man glaubt es kaum: — einen Hod mit zwei Reihen Knöpfe an lebendigem Leibe trug! Daß die Polizei einen derartigen, jegliche Ordnung untergebenden Frevel nicht dulden konnte, ist einleuchtend, und so erhielt der biedere Kosselenter ein Strafmandat. Aber die Schlechtigkeit hat in dieser Welt schon so unheilvolle Dimensionen angenommen, daß dieser Droschkutscher sogar sich weigerte, sein Verbrechen durch ein Geldopfer zu sühnen. Auf diese Weise tam die Schauermärz vor das Schöfengericht. Die Polizei ließ ihre Leporellorolle von Verordnungen entrollen, und da stand es wirklich: der Leberod der Kutscher muß mit einer Reihe Metallknöpfe versehen sein! Nun steht doch jeder ordnungsliebende Mensch ein, daß eine Reihe nicht zwei Reihen sind und daß der Verbrecher mit Recht zu schwerer Strafe hätte verurtheilt werden müssen. Aber Wunder über Wunder! Das Schöffengericht war der Ansicht, die Verpflichtung, daß eine Reihe vorhanden sein müsse, sage nur, daß mindestens eine Reihe am Leibe der Kutscher erglänzen soll, und sprach den Hebelthäter frei. So hat ein Droschkens-tücher über die Polizei geseigt.

**Der Spuk im Schornstein.** Eine Hergenaustreibung, die ein eigenthümliches Licht auf den Aberglauben der schlesischen Landbevölkerung wirft, ist kürzlich in einer Dirschaff des Kreises Trebnitz ausgeführt worden. Eine Stellenbestzerin glaubte, ihr Vieh sei beherzt, und hatte, dem Rathe eines „flugen Mannes“ folgend, zum Zwecke der Austräucherung der Heze ein großes Gefäß mit Milch, wie sie von der Kuh kommt, hoch oben im Schornstein aufgehängt in der Voraussetzung, daß die Heze, von Unruhe gequält, ihr Treiben einstellen würde. Und richtig — ganz nach Erwarten fängt es im Schornstein an, lebendig zu werden und zu rumoren und immer toller wird das wilde Treiben der „Heze“, bis plötzlich mit lautem Getraße das im Schornstein hängende Milchgefäß herniederfaßt in den Kamin der Stellenbestzerin. Verdutzt über dieses Ergebnis der Hergenaustreibung will die Frau den Schauplatz derselben näher in Augenschein nehmen, als plötzlich der „Leibhaftige“ selber dem Schornstein entsteigt und zwar in Gestalt des — Schornsteinsegers, der gekommen war, seines Amtes zu walten und dabei, nicht ahnend, unter welches „Verhängniß“ er gerathen war, das schwankende Milchgefäß über seinem Haupte durch einen Stoß mit dem Besen zum Kamin gebracht und hierbei seine schwarze Amtstracht mit dem weißen Haß überschüttet hatte. Dieser Ausgang der Prozedur soll den Hergenlauben der Stellenbestzerin schwer erschüttert haben.

**Humoristisches Allerlei. Parte Behandlung.** „Herr Medizinalrath, ich möchte über den Winter in eine milde, schöne Gegend!“ — „Haben Gnädige schon eine Krankheit gewählt?“

Herausgeholfen. Patient: „Ihr Konfurrent macht bekannt, daß er die Zähne vollständig schmerzlos zieht. Sind Sie das auch im Stande?“ — Zahnarzt: „D gewiß! Was der fassen, kann ich auch!“ — Patient: „Dann, bitte, ziehen Sie mir diesen Zahn!“ — Zahnarzt (nimmt die Operation vor, während sein Klient fürchterlich schreit): „Hat es wehe gethan?“ — Patient: „Schrecklich!“ — Zahnarzt: „Sehen Sie und das nennt der — schmerzlos!“

Ein Schwere n d t h e r. v. Keiffingen (nach einer Gesellschaft der hübschen Jose unten an der Treppe, statt eines Trinkgeldes, einen Kuß gebend): „Können Sie mir was darauf rausgeben?“

Ein Schlaumeier. Gefangener (zum Aufseher): „Sind Sie ein trauriger Kerl! Die Hälfte Grobheiten wenn ich dem nächstbesten Hausknecht mach' wie Ihnen, so wirft mich der 'naus, daß ich's Wiederkommen vergiß!“ (Flieg. Bl.)

Humor des Auslandes. Scribbler (beideiden): „Nun ja, ich habe ja allerdings einige Bände Gedichte verfaßt, werde sie aber erst nach meinem Ableben veröffentlichen lassen.“ — Chor der Freunde (die Gläser hebend): „Lang soll er leben!“ (Bud's Librarian.)

A.: „Ein schlechter Koch liefert den Verzten die Hälfte ihrer Patienten.“ — B.: „Ja — und ein guter treibt ihnen die andere Hälfte in die Arme.“ (Morning Journal.)

F h j e n Kritik einer Hamburgerin. „Nee, wissen Sie, daß Hora von ihren Mann abgeht, da will ich gar nichts von sagen und von ihre Kinder auch nicht; aber daß sie denn auch noch mit die Thür ballert, des find' ich gräßlich!“

Druckfehler. „... Von dem regen Jagdeifer Serenissimi zeugten auch auf der gestrigen Treibjagd wieder viele gut geöffnete Hosen.“ (Münchener Jugend.)

**Vom Büchertisch.**

— Von Hans Kraemers politischer und Kulturgeschichte „Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W., 60 Lieferungen à 60 Pfg.) ist in diesen Tagen bereits die 40. Lieferung zur Ausgabe gelangt, so daß schon in wenigen Wochen auch der zweite Band des großangelegten Werkes komplett vorliegen wird. Das neue Heft enthält neben einer interessanten Uebersicht über die „Renaissance in der Baukunst“ den Anfang einer ausgezeichneten Darstellung der Malerei im zweiten Drittel des Jahrhunderts, der eine Fülle vortrefflicher Reproduktionen der berühmtesten und charakteristischsten Gemälde jener Periode beigegeben ist.

— **Niederachsen.** Die uns soeben zugesandte Nr. 4 der Zeitschrift Niederachsen hat folgenden Inhalt: Der Wolf von Frankow, Dichtung von Lulu von Strauß und Tornen, Bückeburg. — Die Legten, Erzählung von E. Heydemann, Möhring, Schwerin (Fortsetzung). — Der Todtenweg zu Coersborst, Dichtung von August S. Plinke, Hannover. — Das Steinhau bei Bunde, von Johann Ost, Weener, mit Abbildung (Schluß). — Nachtfahrt auf der Hamme. Dichtung von Heinrich Sarnetzki, Bremen. — Neidisch, Dichtung von Ditto von Arend, Hamburg. — Die Stammutter der königlichen Häuier Preußen und England, von Dr. J. Bader, Leipzig, mit Abbildung (Fortsetzung). — Ein verbotenes Buch. Ein Beitrag zur Geschichte der Censur im 17. Jahrhundert, von Joh. Weitten, Hoftod. — Die Steingräber bei Schieringen, von Wilhelm Nees, Wimler a. d. Lube, mit Zeichnungen von Hugo Friedr. Hartmann, Bardowick. — Die Eroberung Mündens durch Tilly. Mitgetheilt von Friedrich Freudenthal (Fintel). — Der Sammler mit 15 interessanten Artikeln und 4 Abbildungen. — Litteratur. — Briefkasten.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. — Druck und Verlag von Otto Lohse, (Walle a. S.) Leipzigstr. 87.